

Dämon oder Engel?

**Verliere dich im Himmel oder
erleuchte die Hölle**

von Angelina Marie Kolbow

Impressum

Autor: Angelina Marie Kolbow

ISBN: 9789403750149

Umschlagdesigner: mithilfe von Bookmundo und Canva

Erschienen: 2024

Verlag: Bookmundo

*Für meine Familie, der ich immer nur wünsche, dass
die Welt ein bisschen besser zu ihr ist.
Und zu allen anderen*

Kapitel 1

Prolog: Drei Jahre zuvor

Jessie:

Meine Lider hoben sich. Ich wusste nicht, wo ich war. Ich... Wer war das? Wer war ich? Ein Gedanke blitzte auf: Jessica, dreizehn Jahre alt

Mein Puls raste. Ich hörte Wellen von allen Seiten auf Stein schlagen. Eine kühle Brise verstärkte das Zittern, das mir jetzt erst auffiel. Da kam eine Angst tief aus meiner Seele. Wovor hatte ich Angst? Mir fiel es nicht ein. Etwas fehlte. In meinem Herzen. Meine Umgebung fühlte sich falsch an. Das war nicht mein Zuhause.

Es nieselte. Die kleinen Wassertropfen durchnässten mein violettes Kleid. Doch es war dunkel verfärbt. Dunkelrot. Die Flüssigkeit roch metallisch.

Blut. Das war mir sofort klar.

Ich sah mich um. Eine Klippe. Nur Fels und Stein und Meer, Wasser, Wind und Regen. Das alles war mir bekannt und doch fühlte ich mich fremd.

Plötzlich hörte ich den Schrei einer weiblichen Person. Ich drehte mich um und sah eine Frau. Sie musterte mich geschockt, betrachtete das Blut und meine kleinen Schrammen. Aber all das Blut gehörte nicht mir. Größtenteils zumindest. Woher ich das wusste? – keine Ahnung!

Die Frau kam näher. Sie redete auf mich ein, aber ich verstand sie nicht. Das Rauschen des Meeres war zu

laut. Oder war es meine Angst, die alles übertönte oder mein Puls, der in die Höhe schoss?

Etwas fehlt, sagte immer wieder diese penetrante Stimme in meinem Kopf. Aber was?! Was fehlte denn? Ich konnte die Leere in mir nicht definieren.

Vor lauter Verzweiflung bekam ich nicht mit, wie die Frau mich erreichte und an den Schultern packte. Umständlich vernahm ich, wie sie fragte, was passiert war. Doch ich hatte keine Antwort für sie. Ich wusste nichts. Ich wusste nichts mehr. Jessica, dreizehn Jahre alt. Das war alles, was geblieben war.

Ich sah wieder an mir hinab. Blut. *Überall war Blut, verdammt!*

„Ich erinnere mich nicht“, flüsterte ich und spürte ein Brennen in den Augen. Selbst meine Stimme klang fremd. So verletzlich. So verängstigt. Ich kannte mich nicht mehr. Meine Beine gaben nach, weshalb ich auf die Knie sank, die Hände vor den Mund geschlagen. Die Tränen und das Blut ignorierend umarmte mich die Frau. Ihre gebräunte Haut war warm, doch mich wärmte sie nicht. Mir war kalt, nicht vom Regen. Irgendetwas in mir war so eiskalt, dass ich es nicht erklären konnte. Alles fühlte sich falsch an. Jede Berührung, jede Träne. Was würde mit mir geschehen?

Aber viel wichtiger: Was *war* mit mir geschehen?

Kapitel 2

Das Werk der Wellen

Jessie:

Wie jedes Jahr langweilte mich der Urlaub. Es machte mich verrückt, nur so am Strand zu liegen und zu versuchen, mich von der Sonne bräunen zu lassen, wobei ich doch genau wusste, ich würde nicht braun werden. Ich würde immer diese käseweiße Hautfarbe behalten. Und das nervte. Das Rumliegen nervte, obwohl das Rauschen der Wellen eine beruhigende Wirkung auf mich hatte. Auf einer großen Decke lagen – naja, sagen wir einfach mal – *meine Mutter* und ich. Mein sogenannter Vater saß in seinem Stuhl und las ein Buch. Glücklicherweise hielt er nicht seine ihm sonst so nahe stehende Zeitung in Händen. Das wäre noch nerviger gewesen. Diese hatte er jedoch schon am Frühstückstisch ausgelesen. Ich hatte wirklich das Gefühl, es gab keinen Menschen, der schneller lesen konnte als er. Bezüglich dessen war ich das genau Gegenteil. In meinem Zimmer waren Bücher ein No-Go. Nur Schulbücher waren erlaubt, obwohl ich schon darüber nachgedacht hatte, sie aus dem Fenster zu werfen. Was sollte ich sagen? Lesen, war noch nie mein Hobby gewesen. Allerdings konnte ich das nicht wirklich wissen, daher war die Formulierung „nie“ wohl auch falsch. Warum? Ganz einfach: Ich erinnerte mich nicht an die Zeit, bevor ich dreizehn war. Meine Kindheit war aus meinem Gedächtnis gelöscht

worden. Das Einzige, das ich noch wusste, war mein Name und mein Alter gewesen, als man mich mit Blut besudelt vorfand, das definitiv nicht meines war.

Super viel Informationsmaterial!

Mein Sarkasmus half nicht wirklich. Vielleicht entwickelte ich mich auch langsam zur Zynikerin. Es gehörte mehr zu meiner Selbsterhaltung, um nicht völlig durchzudrehen.

Mrs Brower fand mich damals. Sie war Ärztin und untersuchte mich und meinen Schockzustand. Im Krankenhaus rief sie dann die Polizei. Als sich meine Eltern nach Monaten immer noch nicht meldeten, adoptierten Mrs Brower und ihr Mann mich. Aus Mitleid, schätzte ich. Warum sonst?

Die Frage zu meiner Vergangenheit war bis heute nicht gelüftet worden und ich redete mir ein, dass sie mich nach den letzten drei Jahren auch nicht interessierte.

Ich wusste nur eines: Heute war mein Geburtstag.

Direkt in den Sommerferien, im Urlaub, am Strand. Hier, wo es nichts weit und breit gab außer Langeweile. Heute wurde ich Sechzehn. Keine Ahnung, wie ich das wissen konnte, aber irgendetwas in mir sagte, dass ich genau an diesem Tag geboren worden war.

Mrs Brower, zu der ich Mom sagen sollte oder zumindest Kathie, schmierte sich gerade mit Sonnenmilch ein, um keinen Sonnenbrand davonzutragen. Ich war längst eingecremt und regte mich kein Stück, die Augen geschlossenen. Doch schon nach kurzer Zeit setzte ich mich auf. Der Schatten, den der Sonnenschirm spendete, war längst gewandert. Also rutschte ich rüber in den Sand, wo mich schattige Kühle empfing.

Kälte schoss in meine Glieder. Sie gefiel mir.

Ich betrachtete den Sand vor mir, auf den die Sonne noch immer schien und grub meine Hand hinein. Doch ich zog sie schnell wieder weg. Die Sandkörnchen glitzerten vielleicht unschuldig, aber in Wirklichkeit brannten sie sich in meine Haut. Daher zog das Wasser mich im Gegensatz zum Strand viel mehr an. Es war kalt und ruhig. Wie ein Leitfaden, dem ich nur folgen musste, um Antworten zu erhalten. Um frei zu sein. Ich wollte in dieser Kälte eintauchen, wollte den wartenden Strom spüren, die sich erhebenden Wellen.

Ich wollte Mrs Brower schon wieder siezen, stockte jedoch. „Mom?“ Sie hob den Kopf.

„Kann ich schwimmen gehen?“, fragte ich so sanft wie möglich. Sie nickte nur. Von meinem sogenannten Vater, wie ich inzwischen sagte, erwartete ich keine Reaktion. Und überhaupt, ich wollte auch keine. Er war ein Geschäftsmann. Erst, wenn er Geld rascheln hörte, würde er aufspringen. Bei der Vorstellung lachte ich in mich hinein. Dieser Kerl hatte sich nie für mich – oder für Kinder generell – interessiert. Doch eine „Tochter“ zu haben, schadete seinem Ansehen nicht, sondern ließ ihn eher in einem besseren Licht dastehen. Darum hatte er eingewilligt, mich zu adoptieren.

Schnell zog ich mir mein Shirt und die kurze Hose aus. Darunter war ich bereits in den Badeanzug gekleidet. Entgegen Mrs Browsers Ratschlägen hatte ich mir einen schlichten in Weiß- und Blautönen gehaltenen ausgesucht. Ins kühle Wasser watend, fühlte ich mich weit von jeglicher Langeweile entfernt. Schon nach wenigen Schritten reichte das Wasser des Pazifiks mir bis zum Bauch. Das lag nicht unbedingt an meiner Größe.

Ich war stolze 1,67 Meter groß, weshalb ich eines der größten Mädchen meiner Jahrgangsstufe war und drei Zentimeter über dem Durchschnitt lag.

Die Spitzen meiner langen, schwarzen Haare, die mir beinahe bis zur Hüfte reichten, tauchten schon ins Wasser ein. Eine große Welle kam auf mich zu. Ich lächelte, als sie mich erreichte und mir das Wasser bis zum Hals spritzte.

Irgendwann verlor ich den Boden unter meinen Füßen, doch das war egal. Ich wollte schwimmen und das tat ich. Ich war in einem Rausch, wollte mehr von der Kälte. Sie umgab mich von außen und durchströmte mich auch von innen. Ich schwamm gefühlte Stunden, obwohl es sicherlich erst einige Minuten her war, dass ich ins wilde Meerwasser geglitten war. Freude durchzog meine Glieder. Eine Freude, die ich wirklich nur im Wasser erleben konnte. Eine Freude, die vielleicht noch aus der Zeit herrührte, an die ich mich nicht erinnern konnte. Doch dann erwischte mich plötzlich eine Welle so hart, dass ich unter Wasser geschleudert wurde. Ich schwamm zurück an die Oberfläche, aber die Wellen wurden immer höher, der Wind stärker. Mist! Ich hatte nicht aufgepasst...

Ich versuchte wieder den Halt unter meinen Füßen zu finden. Da! Ich stieß auf schleimigen Sand. Dennoch loderte eine Erkenntnis in mir auf: Ich würde es nicht bis zum Ufer zurückschaffen. Meine Instinkte schrien und das Gefühl von Wahnsinn breitete sich in mir aus, als mir etwas einfiel. Eine Idee. Ein Plan. Ich hielt die Luft an, tauchte unter. Mit geschlossenen Augen streckte ich meine Hände bis zum Sand unter mir aus. Meine Fingerspitzen gruben sich tief hinein. Aber ich musste gut

aufpassen. Die Strömung könnte mich jederzeit mitreißen. Ohne zu verstehen, was mich leitete, begann ich voll konzentriert meine Ruhe auf – ja auf was eigentlich? – zu übertragen. Ich befahl den Wellen, langsamer zu werden. Und es funktionierte!

Als ich jedoch kurz darauf spürte, wie das salzige Wasser mir in Mund und Nase eindrang, bekam ich es mit der Angst zu tun. Ich schwamm wieder nach oben und spuckte es aus. Hustend schüttelte ich meinen Kopf. Was hatte ich da gerade getan?

Das Salz brannte mir in den Augen, aber ich konnte sie öffnen. Meine Sicht war ein wenig benebelt, doch ich erkannte, dass die Wellen wirklich geschrumpft waren. War ich das gewesen? Ich starrte auf meine Handflächen. Da ertönten Rufe vom Strand. Ich drehte mich hektisch um. Meine Adoptiveltern wateten ins Wasser und blieben stehen, als es ihre Knie erreichte. Die Angst war wieder da. Mein Puls raste, ich konnte mich nicht beruhigen. Vor meinen Augen sah ich wieder das panische, junge Mädchen auf der Klippe stehen. Dem Wasser so nah und in Trance, als wollte es springen.

Plötzlich riss mich wieder eine Welle nach unten. Ich schrie, hatte keine Zeit, um Luft zu holen. Noch eine Welle. Und noch eine. Das Wasser verschluckte mich. Irgendetwas zog mich mit sich. Die Strömung? Ich wusste es nicht. Meine Augenlider wurden schwer. Sie wieder zu öffnen, fühlte sich so unmöglich an, dass ich den Gedanken verwarf. Mit einem Mal, während ich darauf wartete, keine Luft mehr zu bekommen und einzuschlafen, schoben sich Arme unter meine. Sie zogen mich nach unten. Oder nach oben? Ich verlor die Orientierung, dachte nur daran, wie meine Adoptiveltern auf

mich zu gerannt waren, bevor mich die Wellen verschluckt hatten. Am ganzen Körper spürte ich nur noch das Schwappen von Wasser, die Wärme eines anderen Leibes und kräftige Arme, die mich zogen. Hustend tauchten wir auf. Eine Hand klopfte auf meinen Rücken. Meine Haare klebten mir im Gesicht, hingen wir über den Schultern. Ich kippte erschöpft nach hinten, aber die zwei muskulösen Arme pressten mich vorsichtig an den dazugehörigen Körper. Mit wildem Herzschlag hob ich die Lider. Das Salz brannte in meiner Kehle. Ich zitterte. Vor mir erschien ein fremdes Gesicht. Ein Junge. Vielleicht achtzehn oder neunzehn Jahre alt.

„Ganz ruhig. Geht es dir gut?“, fragte der Unbekannte. Hatte er das echt gefragt? Bescheuert!

Nein, natürlich ging es mir nicht gut! Ich wäre beinahe ertrunken!

Verwirrt starrte ich ihn an.

Er lächelte bloß.

„Du hast mir einen Schrecken eingejagt“, flüsterte er scheinbar erleichtert. Doch ich achtete kaum auf seine Worte, denn ich nahm plötzlich eine Wärme wahr, die ich nicht als unangenehm empfand. Eine Wärme, strahlend und schön, und sie ging von seiner Haut aus. Er kam mir irgendwie anders vor. Anders in Bezug auf was konnte ich nicht sagen, aber ich wusste, dass dieser Junge mich gerettet hatte. Und dass er mich kannte. Hatten wir uns schon einmal gesehen? Ich wusste es nicht.

Er lächelte jedenfalls noch immer.

Im Hintergrund hörte ich einen Motor laut brummen und wie jemand ins Meer eintauchte. Rettung? Hörte der Junge es auch? Ich sah mich um. Weit und breit nur

Wasser. Der Strand lag Kilometer weit entfernt. Unverhofft keuchte der Junge und seine Umarmung erschlaffte. Sein Körper erbebte kurz und dann fielen ihm die Augen zu. Geistesgegenwärtig wollte ich ihn festhalten, doch da spürte ich einen Schlag auf meinem Rücken. Schmerz zischte durch meine Wirbelsäule und verteilte sich in meinen Gliedern.

Ich wollte schreien, doch verlor zu schnell das Bewusstsein, als dass ich hätte sehen können, wer mir das angetan hatte.

Hauptsache nicht tot

Kai:

Ich beobachtete sie.

Ihr Kopf fiel gegen die Schulter. Ihre zarten Hände waren an die Wand gefesselt, weit oben, sodass ihre Arme schlapp und müde herunterhingen. Und doch schaffte sie es irgendwie, mir Bewunderung abzurufen. Wie sie da lag, an die Wand gelehnt, ihre schwarzen langen Haare, tropfnass und ungekämmt. Eine wahrlich wunderschöne, schlafende Schönheit.

Jedoch faszinierte mich nicht nur ihre Gestalt. Als wir an Bord gebracht wurden, war sie kurz aufgewacht. Sie hatte sich gegen die Männer gewehrt, mit mehr Kampfegeist, als ich ihr zugetraut hätte. In ihren Augen war ein intensives Funkeln zutage getreten und ihre zarten Finger hatten sich mit Frost überzogen, bis einer unserer Entführer ihr ein Beruhigungsmittel verabreichen konnte. Jetzt breitete sich der Frost rings um ihre Hände aus, lief von den Fingerspitzen, bis zum Handgelenk und wo immer ihre Hände die Wand berührten, bildete sich auch dort eine leichte Eisschicht. Unheilversprechend und doch auf eine Art wunderschön zogen sich kleine Muster hindurch. Ich konnte es nicht genau erkennen, aber ich glaubte auch tanzende Schneeflocken auf ihrer Haut zu erkennen oder waren es kleine Flämmchen?

Sie wirkte so friedlich, ahnte noch nichts von ihrer Macht. Ab und zu zuckten ihre Lider, eine Träne floss ihr über die Wange und gefror. Doch ihr Gesicht war noch immer ein wenig rosig, obwohl ihre Haut, seit ich sie kannte eiskalt und bleich gewesen war. Ich hätte mir gewünscht, sie irgendwo an Land bringen zu können. Ich passte schon seit einem Jahr auf sie auf, aber nun hätten wir die Chance haben können, uns kennenzulernen. Als der Mensch, der ihr das Leben gerettet hatte und als das Mädchen, dem er helfen konnte zu erfahren, wer sie war.

Doch jetzt hatte ich sie in weitere Gefahr hineingezogen. Ich wollte sie genau vor dem hier beschützen und war jetzt selbst daran schuld, dass sie nun hier war. Immerhin lebte sie noch. Sie war nicht tot. Ich bereute es nicht, sie vor dem Tod gerettet zu haben.

Seit Stunden sagte ich mir denselben Satz: Solange sie lebte, würde alles gut werden.

Doch es fiel von Minute zu Minute schwerer, denn ich hatte eine genaue Vorstellung davon, was die *Teufelsjäger* mit ihr anstellen wollten.

Ich versuchte, daran zu glauben, dass nichts umsonst geschah. Ich versuchte es wirklich, aber meine Hoffnung schwand. Was, wenn ich sie zu einem grausamen Tod verurteilt hatte, statt sie friedlich im Meer untergehen zu lassen?

Nein! So durfte ich nicht denken. Sie würde auch nicht aufgeben und über den Tod nachdenken, während sie noch lebte. Sie würde kämpfen und genau das sollte ich jetzt tun. Ich beobachtete sie weiter und hielt an meinen Worten fest, sagte sie mir auf wie ein Mantra. Gleichzeitig hoffte ich aber, dass sie sich keine

Erkältung holte. Immerhin trug sie noch den Badeanzug. Ich hatte Glück, da ich mir nicht die Mühe gemacht hatte, mich meiner Klamotten zu entledigen, bevor ich ihr nachgeschwommen war und mittlerweile hatte ich Shirt und Hose trocknen können.

Abrupt hoben sich ihre Lippen. Sie öffnete den Mund. Es schien, als wollte sie husten, aber sie brachte keinen Ton heraus. Ihr Blick streifte meine Gestalt. Sie runzelte die Stirn, doch als plötzlich eine riesengroße Stahltür quietschend aufgeschoben wurde, zuckte sie zusammen und schloss die Augen wieder. Erneut lag sie reglos da, nur ihre Nasenflügel bewegten sich, als atmete sie schnell. Hatte sie Angst? Ich konnte mir nichts anderes vorstellen. Selbst mir würde es nicht anders gehen.

Mir blieb keine Zeit darüber nachzudenken oder sie weiter anzuschmachten. Ich schob meine Brauen zusammen, als sich ein Mann in blauem Hosenanzug vor mich stellte. Oder eher vor meinen gläsernen Käfig.

Er belächelte meine Gestalt höhnisch. Schnaubend musterte ich ihn und verzog die Mundwinkel herablassend.

„Kai, schön dich wiederzusehen. Ich merke schon, du bist nicht gut auf mich zu sprechen. Vielleicht wegen der Kleinen hier?“

Er trat ein paar Schritte zur Seite und machte die Sicht frei auf das Mädchen.

„Warum bist du damals zu ihr geflüchtet?“, fragte er ohne jegliches Verständnis, „Du hättest abhauen können, dich vor uns verstecken, statt sie zu schützen. Du hattest ein Jahr, aber letztendlich haben wir dich geschlappt und noch einen kleinen Bonus für deinen alten Boss ergattert.“

Er seufzte und fügte gleich darauf hinzu: „Ich bin jetzt Leiter der *letzten Mission*, falls es dich interessiert. Das hättest du auch werden können. Zumindest, wenn du nicht einer von ihrer Sorte wärst.“

Ich zuckte mit den Schultern.

„Ich war doch aufgefliegen. Aber naja, ich träume noch immer jeden Tag davon, euch von innen heraus niederzubrennen!“, stieß ich hervor. Mein ehemaliger *Freund* wurde sauer.

„Als wir vor zweieinhalb Jahren deine Eltern töteten und dachten, sie hätten einen netten Menschenjungen entführt, haben wir dich ausgebildet, Kai! Mein Vater hasst es, verraten zu werden, also mach dich auf etwas gefasst!“, drohte er. Ich lächelte schmallippig.

„Ich mache mich auf unsägliche Dummheit gefasst. Nur deshalb habt ihr damals auch nicht begriffen, was ich bin. Das war die beste Möglichkeit zu spionieren. Dein Vater hatte so ein großes Herz...“, säuselte ich provozierend, „und hat mich behandelt wie seinen eigenen Sohn. Dabei war ich die ganze Zeit eines dieser Wesen, die ihr für Abschaum haltet und jagt.“

Ich erinnerte mich genau. An jedes Detail.

So viele von meiner Art lebten hier seit Jahren und alle von ihnen waren von diesen grausamen Menschen getötet worden, weil sie *anders* waren. Inklusive meine Eltern.

„Aber dann – vor einem Jahr – bin ich aufgefliegen, als du nicht damit klarkamst, dass ich dich besiegt habe.“, erzählte ich weiter mit dem Hintergedanken, dass *sie* einiges mitbekommen würde und die Puzzle-teile zusammenfügte, „Du wolltest mich töten, den zweiten Sohn deines Vaters, *deinen Bruder*. Aber das

weißt du ja noch. Und du erinnerst dich noch an meine leuchtenden Augen, die du bis heute fürchtest.“

Jaden ließ sich immer noch so leicht zur Schau stellen, dass ich es fast witzig fand, wäre nicht ich derjenige in Ketten gewesen.

„Ich wusste um das Mädchen, das ihr jagen wolltet, weil ihr Dummerchen dachtet, sie sei die Letzte ihrer Art. Eure *letzte Mission*.“, ich lachte auf, „Und statt zu fliehen, habe ich die Letzte geschützt, die war wie ich.“

Ich war niemals besonders nobel gewesen oder selbstlos, aber ich ließ auch niemanden schutzlos zurück. Das hatte ich in frühesten Kindheit gelernt. Ich hätte ein unschuldiges Mädchen gnadenlos Mördern ausgeliefert, wäre ich einfach gegangen. Lachen schallte durch den Flur. Ein hässliches Lachen, das mir Qualen versprach.

„Tja, aber du hättest ihr erzählen können, was sie ist und mit ihr fliehen können. Aber du hast sie lieber im Ungewissen gelassen und gestalkt. Du magst sie, nicht wahr?“, erriet dieser Mistkerl,

„Und du bist wie sie. Und deshalb wirst du mitansehen, wie ich sie töte, wenn wir erst in der Festung sind, bevor ich dich auch umbringe. Aber erst müssen wir noch ein paar Fragen klären. Du kannst antworten oder... leiden.“

Hasserfüllt blickte ich ihn an, erwiderte aber nichts mehr. Er wiegte sich in Sicherheit. Sollte er doch. Hochmut war seine Schwäche. Ich spuckte vor mich auf den Boden.

„Mich umzubringen, schaffst du nicht. Das konntest du nie.“, sagte ich da. Sein Blick verfinsterte sich. Ich hatte ihn reizen können. „Dann wird *sie* dich eben quälen und dir die Antworten entlocken. Ich bring' sie dazu.“

Meinst du, für ihre Freiheit würde sie das tun?“, drohte er und deutete auf die eine Person, der ich das hier hatte ersparen wollen.

„Du kennst mich, ich halte meine Versprechen nicht. Deshalb wird sie sterben, wenn ich meine Antworten habe und danach, wenn du geschwächt und gebrochen bist, nehme ich mir dich vor!“, prophezeite er.

Selbstgefällig musterte er mich. Ich zeigte keinen Schimmer von Angst, obwohl ich eine übermächtige Furcht in mir aufkam.

Er nickte jemandem zu und drehte sich um, doch bevor er ging, sagte er noch eines: „Wir beginnen jetzt mit dem Verhör, bevor es an Land geht. Und noch was: Du warst nie mein Bruder! Du bist ein Verräter, wenn auch noch dazu der *Abschaum, den wir jagen*.“

Der Handlanger, dem er gerade zugewandt hatte, öffnete die kleine Stahltür und betrat meine Zelle. Er löste meine Ketten von der Wand und wollte mich gerade mit sich ziehen, als ich meine Arme in Brand setzte. Er schrie auf und ließ mich augenblicklich los. Ein Grinsen legte sich über meine Züge und ich ließ das Feuer wieder erlöschen, um mitsamt den Ketten aufzustehen. Die Tür war noch immer geöffnet und ich wollte gerade hinaus, als mir jemand von hinten die Füße wegtrat. Im Fallen sah ich *ihre* Augen zu winzigen Schlitzfenstern geöffnet. Ihr Mund war zu einem Strich zusammengepresst, als versuche sie, nicht zu schreien.

Shit, tut mir leid, dachte ich.

Dann krachte ich mit dem Bauch voran auf die weißen Fliesen. Meinen Kopf hatte ich nach hinten gelehnt, sodass er nicht am Boden aufschlug. Knurrend und übermenschlich schnell wandte ich mich um. Der

Handlanger ragte über mir auf. Er hielt einen Elektroschocker in den Händen und nickte mir zornig zu.

„Harte Tour, oder was?“, fragte er.

Erst als ich seine Stimme erkannte, erinnerte ich mich an sein Gesicht. Er war vor knapp zwei Jahren mein Mitschüler gewesen. Hier an Bord des Schiffes und in der Festung hatten wir mit Jaden zusammen trainiert.

„Eliau“, stieß ich hervor.

„Kommst du jetzt freiwillig mit oder muss ich dich schon hier bestrafen?“, gackerte er mit seiner kratzigen Stimme.

Ich biss die Zähne zusammen, um nicht sofort auszuflippen. Meine Wut würde ihn erheitern. Stattdessen blieb ich ruhig.

„Hm, hätte nicht gedacht, dass du dich mal irgendwem unterwirfst. Traurig.“, spuckte ich ihm entgegen, doch hielt meine Hände mitsamt den Ketten hoch. Ich kam freiwillig mit. Ohne auf mein Kommentar einzugehen, lachte er und spie mir hasserfüllt entgegen: „Gute Wahl. Die leichte Tour gibt dir noch n´ bisschen Kraft, bis wir die Antworten aus dir herausquetschen. Aber ich schätze, du hast ihr auch ein bisschen Zeit verschafft.“

Er nickte in Richtung des Mädchens. Komisch... Ich kannte ihren Namen und nutzte ihn dennoch selten.

Jessica. Ich hatte eigentlich warten wollen, bis sie mir erlaubte, sie Jessie zu nennen. Die Abkürzung gefiel mir sowieso besser.

Da fiel mir plötzlich ein anderer Mann auf – älter als ich und Eliau zusammen –, der neben ihr stand und provokant ein Messer an ihre Kehle drückte. Ich riss die Augen auf und erhob mich gefügig. Eliau lachte.

„Wer unterwirft sich jetzt?“

Er nahm meine Ketten in eine seiner schwieligen Hände und passte gut auf, kein Stückchen meiner Haut anzurühren. Dann zog er mich hinter sich her und führte mich in einen anderen Raum. Ich blickte mich noch einmal zu Jessie um. Der ältere Mann entfernte sich von ihrer Zelle und schenkte ihr keine Beachtung mehr.

Das Messer hatte er weggesteckt. Er winkte mir grinsend zu und bemerkte nicht, wie Jessie zitternd dasaß, ihre schönen Augen schreckgeweitet. Sie verfolgten mich, bis ich in dem großen Flur des nach Fisch stinkenden Schiffes verschwand.

Obwohl ich schon circa ein Jahr nicht mehr hier war, kannte ich mich hier dennoch überraschend gut aus. Ich wusste, welche der vielen verschiedenen Türen wohin führte. Und so erkannte ich auch die verbeulte Stahltür, hinter der nichts als Blut vergossen wurde. Auch das meiner Mutter. Meinen Vater hatten sie in meinem damaligen Zuhause umgebracht. Vor meinen Augen.

Mich hatten die Teufelsjäger, wie sie sich selbst nannten, für ein entführtes Kind gehalten, einen normalen Teenie-Jungen. Sie nahmen mich und meine Mom mit. Man *verhörte* sie, bis sie ihnen verriet, dass nur noch ein magisches Wesen auf dieser Erde wandelte. Die Jäger dachten, sie meinte das Mädchen, das sie schon länger im Auge hatten, aber in Wirklichkeit hatte sie mich gemeint. Sie hatte damals keine Ahnung von Jessie gehabt, niemand hatte das. Es waren nämlich nicht nur wir auf die Erde geflüchtet, nachdem der Krieg in unserem Reich ausgebrochen war. Viele hatten damals tapfer gekämpft, so auch ich. Doch einige entschlossen sich, unser Reich zu verlassen und auf der Erde dem Krieg zu entfliehen, dort neu anzufangen. Ich hatte gerade einen

Dämon getötet, als meine Eltern sich den Leuten angeschlossen und mit mir durch das Portal gingen, von dem nur die ältesten Familien der Engel erfuhren.

Meine Familie väterlicherseits blieb jedoch, statt feige wegzulaufen. Wären wir damals nicht gegangen, wären meine Eltern vielleicht noch am Leben. Aber dann hätte ich auch niemals von Jessie erfahren und sie wäre jetzt tot. Wie ich es auch drehte und wendete, ich war eben hier gelandet.

Man nagelte meine Ketten gerade an die Decke der Folterkammer und verspottete mich. Menschen voller Boshaftigkeit und Vorurteilen, das waren die Teufelsjäger.

Wäre ich nicht durch Zufall Jessie begegnet und hätte mich entschieden, sie beschützen zu wollen, wäre ich längst wieder Zuhause. Im Reich der Engel bei meiner übrigen Familie. Dort, wo ich eigentlich hingehörte. Sie hatten mich zurückholen wollen, aber ich war zu stur gewesen. Zu sehr der tapfere Krieger. Aber es war nur eine Frage der Zeit, bis dieser Titel mir zum Verhängnis wurde. Also blieb mir nur noch eines, an das ich mich klammern konnte: Jessie

Ich musste einen Ausweg finden, wenn auch nur für sie. Ich musste mir etwas einfallen lassen!

Ohne Furcht

Jessie:

Mein Herz klopfte unkontrolliert. Ich hatte höllische Angst. Ich wusste überhaupt nicht, was hier vor sich ging. Ich- War ich...? Ich war entführt worden! Mir war mittlerweile klar, dass es etwas mit mir nicht stimmte. Und auch mit dem Jungen nicht, der weggebracht worden war. Ich hatte gehört, was er und dieser Mann besprachen. Aber es verwirrte mich nur. Wieso waren meine Hände an der Wand festgefroren, wie konnte eine Träne in meinem Gesicht zu Eis erstarrt sein? Und, wie zum Teufel, waren die Arme des Jungen in Flammen aufgegangen, o-ohne... Ja, ohne ihm zu schaden?!

Mein Atem ging schnell, Tränen schossen mir in die Augen.

Der Junge schien diese Leute zu kennen. *Teufelsjäger*. Das hatte auf dem Hosenanzug des Mannes gestanden, der mit meinem Tod gedroht hatte. Mein Tod, sein Tod. Was hatte ich getan? Was hatte der Junge getan? Und, warum sagten alle, er hätte mich geschützt und-

Ich wusste nicht weiter. Ich wollte das alles nicht verstehen. Meine Angst war unnachgiebig und verstärkte sich noch, verstärkte sich immer wieder, wenn ich seine Schreie hörte. Ja, ich glaubte, den Jungen schreien zu hören, der mich vorm Ertrinken gerettet hatte, der in die Zelle gegenüber von meiner gesteckt worden war. Und

es war furchtbar. Am liebsten hätte ich mir die Ohren zugehalten. Dennoch kam es mir seltsam vertraut vor, Leute schreien zu hören. Woher stammte das bloß? Lag ich vielleicht gerade im Koma und träumte den ganzen Mist nur?

Wieder erklangen gedämpfte Stimmen, stellten Fragen und dann: röchelnde, krächzende Schreie. Würde ich auch bald so schreien? Tränen rannen mein Gesicht hinab. Ich bekam kaum Luft unter dem Druck meines schneller schlagenden Herzens. Ich wollte über mein Gesicht wischen, meine Hände vor den Mund schlagen. Aber die Ketten hielten meine Arme hoch, sodass ich sie nicht einmal richtig sehen konnte. Ich spürte nur die Kälte von dem sich ausbreitenden Eis und kalte Flämmchen auf meiner Haut, die sich wie Schneeflocken anfühlten. Ich spürte kaum noch Blut in meinen Armen. Nur diese Kälte. Und obwohl ich sie mochte, fürchtete ich sie gerade. Das fahle Licht, die kahlen, weißen Wände, die staubigen Fliesen und das dicke Glas, das mich vom Flur trennte, engten mich ein. Ich würde lieber den brennenden Sand unter meinen Füßen fühlen, statt nur im Badeanzug in dieser trostlosen Zelle zu sitzen und darauf zu warten, dem Tod zu begegnen.

Das Gefühl der Ohnmacht, nichts tun zu können, verschlang mich. Diese *Jäger* hatten mir einen weißen Mantel über die Schultern gehängt, weil ich noch immer in Badeanzug gekleidet war. Dadurch fühlte ich mich allerdings noch gefangener in meiner Haut. Ich sah aus, wie einer Irrenanstalt entflohen. Und der Mantel stank so extrem nach Fisch, dass sich mir der Magen umdrehen wollte. Ich könnte schwören, allein wegen des Geruchs wochenlang nicht einen Happen

runterzubekommen. Ich verspürte keinen Hunger oder etwas in der Art, obwohl ich schon länger nichts gegessen hatte. Wie viele Stunden waren bereits vergangen? Vage rief mein Kopf eine Erinnerung hervor, dass ich versucht hatte diese angsteinflößenden Leute zu bekämpfen.

Mein Zittern wurde mit der Zeit weniger, aber meine Angst erstarb nicht. Am meisten hatte ich mich zügeln müssen, als ein Messer direkt vor meiner Kehle schwebte. Die ganze Zeit, die Augen geschlossen zu halten und nur zuzuhören, war unglaublich schwer gewesen. Meine Lippen bibberten. Ich nahm an, dass sie schon durch und durch blau waren. Kalter Boden, kalte Wände, kalte Atmosphäre und ich mittendrin vollkommen durchnässt. Wenn daraus keine Erkältung wurde! Doch ich konzentrierte mich weiterhin auf meinen Atem, auf die Erinnerung, wie ich erwachte. Ich hatte mich still verhalten, auf Informationen gehofft. Aber ich hatte mich bloß weiter verwirren lassen.

So sehr ich mir meine echten Eltern wünschte und jemanden, der mich verstand, in diesem Augenblick wollte ich nur zurück an den Strand zu meinen Adoptiveltern.

Ich schloss die Augen und dachte an sie. Sie schenkten mir ein Lächeln, jetzt und hier, obwohl ich mich bei ihnen nie Zuhause gefühlt hatte. Ich hatte mich bei ihnen nie geborgen, beschützt oder irgendwie wohlgeföhlt und doch lächelte ich. Ich hatte wenigstens ein Zuhause gehabt!

Plötzlich hörte man ein Quietschen. Ich erschrak und riss die Augen auf. Die Stahltür zum Flur wurde aufgeschoben. Als Erstes sah ich den Jungen. Stimmt! Die

Schreie waren seit einigen Minuten nicht mehr zu hören...

Seine Arme waren auf dem Rücken verschränkt und sein Kopf wurde mit einer kräftigen Hand nach unten gedrückt. So kannte ich es nur aus dem Fernsehen, wenn Leute von der Polizei verhaftet wurden.

Der Junge sagte kein Wort. Ich konnte auch nicht viel erkennen. Er schien definitiv verletzt zu sein. Seine Klammotten waren blutig. Aber mehr konnte ich noch nicht sehen, da der junge Mann von vorhin hinter ihm in den Raum trat und ihn in die Zelle stieß. Der Junge fiel auf den Boden. Der Mann stellte sich vor die Glasscheibe, die Hände in die Hüften gestemmt, die Schultern gestrafft. Allerdings sah ich auch eine Wunde in *seinem* Gesicht. Eine Brandwunde. Ich musste sofort an den Moment denken, in dem die Arme des Jungen in Flammen standen, um den anderen Typen – Elian hieß er, glaubte ich – zu verletzen.

„Sind wir erst an Land, wirst du reden! Ich kenne die Kräfte des Mädchens noch nicht, aber ich wette, sie kann dir wehtun. Mehr als unsere Methoden. Also rede lieber, bevor wir sie dazu zwingen, jedes Wort aus dir rauszubluten!“

Der Mann drehte sich zu mir um und bemerkte meine aufgerissenen Augen.

„Du bist wach! Zu dir komme ich später. Mein Deal wird dir gefallen.“, versprach er lächelnd und wollte gerade gehen, als der Junge anfang röchelnd zu lachen. Jetzt sah ich ihn deutlicher. Die weiche Haut seines Gesichts war gerissen. In jeder vorstellbaren Weise.

Schnitte, die noch immer bluteten oder schon von Schorf überzogen waren, Blutergüsse, eine aufgeplatzte

Lippe, ein blaues Auge, eine blutende Nase. Ich hielt den Atem an. Dass er noch lebte, war ein Wunder.

„Was gibt's da zu lachen, Kai? Hast du noch nicht genug?“ Der Junge – Kai – lachte weiter, bis er antwortete: „Ich werde nie genug haben. Ich sagte bereits, du kannst mich nicht töten. Mich anzuketten und zu schlagen, ist einfach nur feige. Aber das warst du ja schon immer!“

Ich schnappte nach Luft. Nach seinen Wunden hätte ich ihm nicht einmal zugetraut, noch sprechen zu können, aber er provozierte den Kerl sogar noch?

Unglaublich! Lebensmüde! Verrückt!

Das bewies sich zusätzlich, als der Mann zu diesem Kai in die Zelle stürmte und ihn hart in den Bauch trat. Kai hustete, aber nahm seine Worte nicht zurück. Er wurde gegen die Wand geschleudert, doch blickte seinem Gegenüber nur furchtlos in die Augen. Dafür bewunderte ich ihn ein wenig, auch wenn ich ihn für dumm hielt. Während ich hier zitterte und meiner Angst freien Lauf ließ, hatte er geschrien und Schmerzen ertragen, aber er ließ sich nicht brechen. Sein Wille war stärker, als ich es je bei einem Menschen für möglich gehalten hätte. Doch dann tadelte ich mich selbst. Er war kein Mensch. Ein Wesen. *Einer, von meiner Sorte* – was auch immer das hieß.

Kai spuckte Blut vor die Schuhe des Mannes. Er stützte sich auf Knien und Händen ab und obwohl diese Haltung eines der Ergebenen gleichkam, der vor seinem König kniete, wirkte er kein bisschen unterwürfig. Der junge Mann verließ knurrend den Raum und murmelte im Gehen nur noch: „Du wirst schon sehen“

Der Junge versuchte aufzustehen und hielt sich den Bauch. War eine seiner Rippen gebrochen? Mehrere? Er

wollte sich an der Wand abstützen, doch als er seine Schulter dagegen lehnte, zuckte er vor Schmerz zurück.

Mein Herz pumpte rasend Blut durch meinen Körper und auch, wenn es meine Arme kaum noch erreichte, schaffte ich es dennoch meine Hände zu Fäusten zu ballen. Meine Haut um die Handgelenke scheuerte an den metallischen Ketten auf. Ich biss die Zähne zusammen und spürte die Wut in mir aufsteigen. Eigentlich sollte ich keine Kraft haben, aber das sollte dieser Kai auch nicht. Was auch immer diese unheimliche Kälte in mir war – eine Fähigkeit, ein Fluch, eine Macht? – es war egal. Ich wusste einfach, dass ich diese Kälte nutzen konnte. Eis, Wasser, vielleicht noch mehr. Und so schloss ich die Augen, um mich zu konzentrieren. Ich wollte wiederholen, was ich im Meer getan hatte. Ich wusste nicht, woher es kam, aber ich sammelte Wasser um mich, führte es an die Ketten. Das alles stellte ich mir bildlich vor. Ich ließ es gefrieren und in das Metall eindringen, bis es splitterte. Als ich die Augen wieder aufschlug, beobachtete ich als erstes, wie Kai mich geschockt anstarrte.

Ich runzelte die Stirn. Hatte es geklappt? Ich warf einen Blick auf meine Ketten. Sie waren zweigeteilt und hingen an der Wand herunter, wie zuvor meine Arme. Diese zog ich an meinen Körper. Sie kribbelten, als wären sie eingeschlafen. Ich umschlang meine Beine sofort ganz fest und lächelte in mich herein, den fassungslosen Blick des Jungen ignorierend.

„Wie hast du...?“, stotterte er.

Ich überhörte es und berührte mein Gesicht mit meinen unterkühlten Handflächen. Ich strich über meine Wangen und versenkte den Kopf in meinen Händen.

Mein Gesicht war noch etwas wärmer als meine bleich gewordenen Arme. Endlich konnte ich die Tränen wegwischen. Ich atmete tief ein und wieder aus. Nach einigen langen Atemzügen stützte ich mich mit meinen Händen an der Wand ab und erhob mich. Ich probierte meine Beine aus und lief kurzerhand zur Scheibe meiner Zelle. Ich hauchte die Kälte aus mir heraus und legte eine Hand an das Glas. Mein Blick fand Kais. In meinen Augen mussten hunderte Fragen stehen, aber sie verkeilten sich mit seinem Blick aus purem Bernstein.

Meine Iris besaß ein auffälliges Haselnussbraun, war von außen dunkel, aber innen hell und schillerte majestätisch. So hatte es Kathie, meine Adoptivmutter, immer beschrieben. Ob das stimmte? Keine Ahnung, mir war es immer egal gewesen.

Und so bewundernd, wie sie meine Augen immer gemustert hatte, so starrte auch Kai sie jetzt an. Irgendwie wollte ich mich nicht von diesem Blick lösen.

Ein warmes Gefühl stieg in mir auf und zum ersten Mal, seit ich wusste, dass ich anders war, störte es mich nicht. Er legte seine Hand genauso an die Scheibe, wie ich es tat und plötzlich fühlte ich mich zugehörig. Als hätte ich endlich einen Platz gefunden, an dem ich nicht einsam war. Und obwohl ich so viele Fragen hatte, stellte sich keine einzige vorne an. Ich blendete sie aus. Da war nur eine Empfindung tief in meinem Bauch. Ich wollte, dass er mich hielt und tröstete. Dass er ein Fremder war, spielte in diesem Augenblick keine Rolle. Ich schob meine Brauen zusammen und betrachtete ihn. In diesem Moment schien er schmerzfrei zu sein, und ich wollte es so gerne glauben. Weil ich ihn nicht leiden sehen wollte.

Ich versank in meinen Gedanken. Und auf einmal änderte sich etwas in seinem Blick. Er sah verstört aus und hob seine Brauen bis zu seinem Haaransatz. Ich sah mich um und bemerkte, dass sich um mich herum Wassertröpfchen bildeten. Ohne bewusst zu handeln, sog ich sie aus der Luft. Ich wusste, was ich wollte. Ich hatte es gerade noch gedacht. Die Tröpfchen setzten sich an das Glas. Ich tippte mit den Fingern daran und hauchte die Scheibe an, bis sie beschlug. Dann gefror das Glas. Ich schob meine Brauen finster zusammen und meine Augen zu Schlitzten. Als ich meinen Kopf wieder hob und meine Züge glättete, riss das gefrorene Glas. Ich trat aus dem Schatten der Zelle und tat dasselbe mit Kais Scheibe. Wie in Trance ging ich auf ihn zu. Ich dachte nur daran, bei ihm zu sein und ließ meiner Macht freien Lauf. Die Sirenen, die im Hintergrund erklangen, ignorierte ich vollkommen – nein, ich ignorierte sie nicht, ich überhörte sie beinahe. Ein Gedanke und ich war bei ihm.

„Was sind wir?“, fragte ich.

Meinen Blick festhaltend und noch immer furchtlos entgegnete er: „Übernatürliche Wesen aus einem Reich, das am leichtesten mit Himmel und Hölle zu erklären ist.“

Ich nickte, griff nach seiner Hand und wollte ihn gerade mit mir ziehen, als ich aus meiner Trance erwachte. Nicht grundlos. In Hosenanzügen gekleidete Leute, Männer und Frauen, ein wenig und manchmal viel älter als ich, standen vor uns im Flur, der inzwischen von Glasscherben bestückt war. Alle diese *Menschen* richteten ihre Waffen auf mich. Als ihr Anführer, der junge Mann mit pechschwarzem Haar – ebenfalls mit einer

Waffe in der Hand – auf uns zukam, machte man ihm respektvoll Platz. Meine Züge wurden grimmig, während mein Herz so laut und schnell schlug, dass ich Angst hatte, man könnte es hören.

„Jaden!“, hörte ich Kai hinter mir knurren. Er belächelte uns zwei und veranlasste seine Leute mit einer einzigen Handbewegung dazu, die Waffen runterzunehmen. Er selbst nahm seine hoch und richtete sie auf meinen Kopf.

„Jetzt kenne ich ihre Fähigkeit, lieber Kai. Und wenn auch nur einer von euch versucht abzuhaufen, bohrt sich diese Kugel in ihren Kopf. Was sagst du, Kleine? Du stirbst nicht unter Qualen, wenn du ihn zum Reden kriegst. Deal?“

Ich schnaubte und trat näher an ihn heran. Eine Armlänge trennte uns.

„Du kannst mich mal!“, spie ich ihm entgegen. Er lachte.

„Gut. Dann stirbst du jetzt.“, entgegnete er und zielte bereits. Aber dann geschah alles unglaublich schnell.

Ich hörte Schritte hinter mir. Kai warf sich vor mich, mit dem Rücken zu seinem alten Bekannten. Der Schuss ertönte und weil Kai größer war als ich, traf die Kugel ihn an der Schulter. Im Fallen blickte er mir tief in die Augen. Dann krachte er auf den Boden und bevor er bewusstlos wurde, rief er noch: „Lauf!“

Kein Entkommen

Jessie:

Blut. Ich sah Blut. Es rann aus Kais Schulter. Zorn erfüllte mich. Würde Kai verbluten? Jaden lachte und das brachte das Fass zum Überlaufen. Ich stieß ein wütendes Brüllen aus. Ich hatte es schon so lange tun wollen, doch mich bis jetzt kontrolliert. Jetzt aber ließ ich alles raus. Meine unsägliche Wut verwandelte jedes Partikel Luft in diesem Flur zu Wasser, Stille zu einer Melodie, das Wasser zu Eis und die Melodie in Macht. Und diese Macht flutete den Raum. Von den Füßen bis zum Hals kletterte das Eis nahezu alle Leute hoch und machte sie bewegungsunfähig. Abgesehen von Kai.

Meine Augen brannten, als ertränke ich wieder im Salzwasser. In meinen Händen glühten Flammen und es war zum Fürchten. So sehr, dass ich mich nicht beruhigen konnte, bis die Flammen auf Boden und Wände übersprangen. Als mein Schrei verebbte, erlosch das Feuer. Doch die Wände waren bis zur Hälfte mit Eis und Frost bedeckt, die Fliesen am Boden genauso. Und von der Decke hingen Zapfen, die jeden Moment drohten herunterzuschießen. Ich zitterte, meine Lippen bebten, das Brennen meiner Augen zog sich zurück, genau wie meine Macht. Und dann rannte ich.

Kai hatte gesagt, ich sollte laufen. Und das tat ich. Denn ich hatte schon vor einer Weile einen Belüftungs-

schacht in der Wand entdeckt. Ich riss die gelöcherte Metallplatte ab und kletterte in den großen Hohlraum. Ich musste mich ducken und auf allen Vieren entlangschlängeln, aber ich passte hindurch. Von Zeit zu Zeit hörte ich Stimmen. Kein Wunder. Der Schacht war mit vielen anderen Räumen verbunden. Oftmals hielt ich kurz inne und horchte, aber ich verstand nicht mehr als Gebrabbel von anderen Teufelsjägern, aber bald schon hörte ich das Meer rauschen.

Nach einer halben Ewigkeit gelangte ich an eine weitere von mindestens zwanzig Metallplatten, an denen ich bereits vorbeigekommen war. Ich hörte keine Stimmen, nur das Rauschen von Wellen. Ich schlug gegen das Metall und als es abfiel, offenbarte sich ein tiefer Abgrund vor mir. Weit und breit nur Wasser. Es war kein Land in Sicht. Das hieß, ich hatte meine Zeit verschwendet und Kai umsonst bewusstlos zurückgelassen. Ich fühlte mich schlecht deswegen. Er hatte mir geholfen und er war der Einzige, der wusste, was ich wirklich war.

Es gab kein Entkommen und selbst, wenn ich die Möglichkeit hätte, Hilfe zu holen, Kai wäre tot, bis jemand hier einträfe. Mich hätten sie bestimmt auch längst gefunden. Und wer würde schon zwei Gefangenen mit übernatürlichen Kräften helfen?

Nein, wir würden keine Hilfe erhalten. Also mussten wir uns selbst helfen – wenn Kai denn noch lebte – und zusammenhalten. Darum beschloss ich, zurückzukehren. Zu Kai, zur Gefahr, zum Tod. Schon witzig diese Ironie!

Ein Mädchen, das bis vor einigen Stunden keine Ahnung gehabt hatte, dass sie irgendwelche magischen

Kräfte besaß. Das nicht einmal wusste, wer sie war, sollte jetzt ihr Ende finden, wo sie die Chance erhielt, mehr zu erfahren. Es war tragisch, aber vielleicht war mein Leben vorher auch so gewesen.

Wenn es stimmte, was diese Teufelsjäger sagten, waren Kai und ich die Letzten unserer Art. Aber Kai hatte von einem Reich gesprochen. Warteten dort mehr von uns? Diese Fragen führten zu nichts. Im Endeffekt konnte ich keine davon allein beantworten. Daher versuchte ich, mich abzulenken, während ich zurückkrabbelte. Ich konnte über Dinge nachgrübeln, die ich mir möglicherweise auch selbst beantworten konnte. Zum Beispiel: Warum der Name Teufelsjäger? In dieser *Magie* konnte doch vielleicht auch etwas Gutes stecken. War es denn so unmöglich, das zu glauben? Waren wir Teufel, Dämonen oder Monster?

Ich erinnerte mich, was Kai gesagt hatte. *Übernatürliche Wesen aus Himmel und Hölle*. Wie hatte er das wohl gemeint? Stammten wir von Dämonen ab, war unsere Heimat die Unterwelt? So viele Fragen... Und niemand würde sie beantworten, wenn ich Kai verlor. Nun legte ich einen Zahn zu, bog so ab, wie ich gekommen war und stoppte nicht, bevor ich wieder ein Loch im Schacht sah. Dort hatte die erste Metallplatte gehangen, die ich entfernte. Kaum zu fassen, dass ich wieder hier war. Am Anfang des Albtraums.

Als ich aus dem Schacht kletterte und meine Füße wieder auf dem Boden absetzte, hörte ich schon Schritte auf dem Flur. Ich senkte den Kopf. Meine Flucht hatte nichts genützt. Aber die Schritte waren noch weit weg. Also konnte ich zumindest nach Kai sehen. Aber Halt! Wo war er eigentlich? An der Stelle, an der ich ihn

bewusstlos zurückgelassen hatte, war eine Blutlache entstanden, aber er selbst war nirgends zu sehen. Die Jäger, die ich vereist hatte, standen noch immer wie Statuen erstarrt im Raum und hunderte Glasscherben lagen unheilversprechend um sie herum.

Da stürmte Kai plötzlich herein.

Er schlitterte ein wenig auf dem Eis, doch stoppte noch, bevor er ausrutschen konnte. Er lächelte wie einer dieser Adrenalin-Junkies im Fernsehen, die gerade einen Bungeesprung erlebt hatten, und warf die Tür hinter sich zu.

„Ihr kriegt mich ni-...“, begann er. Doch dann entdeckte er mich. Um ihn herum sammelte sich strahlende Wärme. Doch sein Blick wirkte dem entgegen. Er schien erleichtert und irgendwie auch ungläubig. Er hatte mich nicht erwartet und schien nicht wirklich freudig überrascht.

„Was machst du hier?“, fragte er. Aber ich konnte nicht antworten. Viel zu sehr überforderte mich sein Anblick. Er trug frische Kleidung, ein schwarzes Hemd und eine graue Trainingshose. Er sah nicht aus, als wäre er gerade noch gefoltert und angeschossen worden.

„Jessie, was machst du hier? Du solltest fliehen!“, fragte er noch eindringlicher. Sogleich hatte ich ein schlechtes Gewissen. Er wollte die Teufelsjäger ablenken, damit ich fliehen konnte und – Moment mal! Woher kannte der Typ meinen Namen? Frage um Frage schien mich erdrücken zu wollen. Ich verdrängte dieses seltsame Gefühl, eine Unwissende in einer Welt von Wissenden zu sein und statt Kai nur weiter anzustarren, erwiderte ich: „Abhauen und dir den ganzen Spaß überlassen? Nie im Leben.“

Ich lächelte. Ich wusste nicht, wieso, aber meine Panik verringerte sich. Stattdessen fühlte ich mich stärker. Sobald diese Tür geöffnet wurde, würden wir sterben. Aber ich würde vorher kämpfen, statt tatenlos dazustehen und der Furcht mehr Platz einzuräumen.

„Aber-...“, wollte Kai schon anfangen, als ich ihn unterbrach.

„Ich weiß.“, sagte ich, „Aber es gibt keinen Ausweg. Lass uns zusammen kämpfen, bevor wir sterben.“

Eine Furche entstand zwischen seinen Brauen. Scheinbar dachte er darüber nach. Ich konnte beinahe sehen, wie sein Hirn ratterte. Plötzlich jedoch versuchte jemand die Tür aufzustoßen, gegen die er sich noch immer lehnte. Ich stellte mich an seine Seite, um sie wie er zuzudrücken.

„Wir werden nicht sterben. Ich habe einen Plan B“, offenbarte er. Ich sah ihn mit großen Augen an. Damit hatte ich nicht gerechnet. Er nickte, als mein Gesicht ihn „Wirklich?“ zu fragen schien. Ich lächelte erleichtert. Nun war nur noch zu hoffen, dass sein Plan funktionierte. Und da wurde es mir klar: So sehr ich mich auch darauf hatte vorbereiten wollen zu sterben... Ich wollte nicht. Ich war noch nicht bereit, mein Leben aufzugeben. Das Leben, von dem ich nichts wusste und von dem ich nur die letzten drei Jahre mit meinen Adoptiveltern hatte.

„Lass hören!“, rief ich über den Lärm hinweg, der durch die brüllenden und hämmernden Menschen hinter der Tür verursacht wurde und nahm Kais Hand. Ich fühlte seinen Puls und auch eine Wunde am Handgelenk, die schon mit Schorf überzogen war. Wie schnell heilte der Typ bitte?!

„Wir ergeben uns und du erklärst dich bereit, die Antworten aus mir *herauszufoltern*, damit wir bis zum Festland überleben. Dort erkläre ich dir den Rest.“, erläuterte er seinen Plan, der verrückt, aber gar nicht so dumm klang. Ich nickte, obwohl mir die Vorstellung gleich mehrere Pistolen vor der Nase zu haben und wieder weggesperrt zu werden, nicht unbedingt zusagte.

„Auf Drei lassen wir sie rein.“, flüsterte Kai. Ich schloss die Augen für einen kurzen Moment.

„Bereit?“, fragte er. Ich drückte seine Hand fester und signalisierte ihm, dass ich nicht loslassen würde.

„Bereit!“, antwortete ich. Dann begann er runterzuzählen: „Eins...Zwei...“, ich ging in Stellung, „...Drei!“

Gemeinsam und fast völlig synchron rannten wir von der Tür weg. Die Jäger purzelten herein. Sie richteten die Waffen auf uns und wollten gerade schießen, als ich mich vor Kai stellte. Ich hielt eine Hand hoch, um sie aufzuhalten. Mit der anderen umklammerte ich noch immer Kais Finger.

Während ich jedem der Jäger in die Augen sah und das Wasser in ihrem Blut verdickte, sodass sie stehenbleiben mussten, rief ich das Eis um ihren Anführer zurück. Der ging auf die Knie und hustete.

„Ich habe es mir überlegt! Ich mache mit ihm, was ihr wollt. Nur tut mir nichts.“ Um meine Show glaubwürdig wirken zu lassen, verfinsterte ich meinen Blick und wandte mich zu Kai um.

„Er ist es nicht wert zu leiden!“, sagte ich mit einem einfältigen Ton in der Stimme. Ich sah Kai entschuldigend an, was zum Glück niemand mitbekam, und drückte seine Hand, bevor ich sie einfach von mir stieß.

Kai nickte so unmerklich, dass selbst ich glaubte, es mir eingebildet zu haben. Ich drehte mich wieder um und sah den jungen Mann an, der sich inzwischen wieder aufgerichtet hatte.

Jaden. Er lächelte.

Die Teufelsjäger würden mich für naiv halten, da ich um meine Sicherheit verhandelte, die sie mir nie gewähren würden, egal, was sie jetzt sagten. Aber sollten sie mich ruhig für schwach halten!

„Gute Wahl.“ Jaden kaufte es mir ab.

Ich straffte die Schultern, drehte mich noch mal zu Kai und sagte wie selbstverständlich: „Sorry, Bro.“

Ich spielte die Show hervorragend und er tat verblüfft genug, damit man mir meine Worte erst recht glaubte.

Mein Herz zog sich zusammen bei der Vorstellung, dass es wirklich so weit käme, Kai zu quälen. Ich kannte ihn nicht, aber das war es doch. Wie sollte ich ihm wehtun, ohne ihn zu kennen? Wie konnte ich ihn verletzen, wenn er mich doch gerettet hatte? Wie sollte ich ihn foltern, wenn er doch der war, der mich scheinbar schon seit einem Jahr vor diesen Irren schützte? Ich wusste nichts über ihn, weder warum er mich gerettet hatte noch, wer er wirklich war.

„Mädchen! Das heißt aber, du musst dir die Ketten wieder anlegen lassen. Wir müssen euch wieder wegsperrn. Du darfst hier nicht frei rumlaufen.“, rief Jaden da.

Schnell sah ich ihn an.

„Klar doch. Aber in der Zelle sind die Ketten überflüssig. Ich kann die Dinger sowieso brechen, also versuch's nicht erst!“, entgegnete ich voller Selbstbewusstsein. Dabei – und ich hatte keine Ahnung, woher der

Gedanke kam – könnte ich ihn mit einem Gedanken von innen nach außen einfrieren und zerfetzen.

Mein Innerstes war so zerstreut. Am liebsten hätte ich meiner Angst nachgegeben und tausende Fragen gestellt.

„Mach dich bereit. Friere Kai erst mal ein, aber töte ihn nicht. Bis wir ihn in die Zelle stecken, darf er keine Gelegenheit haben, abzuhausen. Du kommst hoffentlich freiwillig mit. Sonst seid ihr beide sofort tot! Haben wir uns da verstanden?!“, befahl Jaden grollend.

Er sah meinen Hass und ich den seinen, aber ich spielte die Unterwürfige und nickte. Ohne mit der Wimper zu zucken, versuchte ich Kais Wärme, die ich hinter mir spürte, zu verdrängen. Und sofort geschah es. Ich hörte das Eis seinen Körper hochklettern. Bis zum Hals ließ ich ihn gefrieren. Seine Hände blieben absichtlich frei.

Als ich durchatmete, weil mich dieser völlig neue Machtgebrauch anstrengte, sprinteten Jadens Männer los und schnappten sich Kai. Kai zog ebenfalls die perfekte Show ab und verfluchte mich. Doch als sie ihn wegbrachten, tat es mir im Herzen weh. Ich wollte ihn frei lassen. Und so geschah es. Das Eis schmolz, je weiter er sich entfernte. Es fühlte sich an, als riss etwas in mir. Ich wimmerte.

„Was soll das?“, fragte Jaden erzürnt. Mein Wille reichte nicht weiter. Meine Macht könnte tausend Meilen hinter mir bestehen bleiben, aber mein Wille, Kai zu verletzen, nicht.

„Das Eis gehört zu mir.“, sagte ich einem Instinkt folgend, „Wenn es ihn festhalten soll, muss ich bei ihm bleiben!“ Jaden schickte mich mit den Männern mit,

doch fluchte noch: „Scheiße. Dann müssen beide in eine Zelle. Wir haben nicht noch zwei im selben Flur.“ Er knurrte, während ich in mich hineinlächelte. In dem Fall war es gut, dass ich an das Eis gebunden war. Jaders Männer führten uns ab und doch flammte Hoffnung in mir auf. Seit einer Ewigkeit, wie mir die drei Jahre vorkamen, hatte ich nicht so empfunden.

Kai. Ich fühlte es. Er gab mir Hoffnung. Dennoch musste ich mich fragen: Konnte ich Kai wirklich vertrauen? Er war immer noch ein Fremder für mich.

Folter und Vertrauen

Kai:

Sie lag da, ihre Augen geschlossen. Sie hatte sich überanstrengt. Ohne Ahnung von seiner eigenen Macht zu haben, sollte man sie nicht benutzen. Das war wichtig. Aber es war noch mal alles gut gegangen. Wir saßen jetzt zwar in einer Zelle fest, spielten Feindschaft vor und noch immer hielten mich die Ketten, aber wenn mein waghalsiger Plan wirklich funktionierte, würden wir fliehen können. Zugern würde ich erfahren, wie Jessie dieses Hartmetall brechen lassen konnte. Mein Feuer, egal, wie heiß ich es werden ließ, könnte die Ketten nicht schmelzen.

Wegen des Plans musste ich mir nur noch darüber klarwerden, ob ich ihn Jessie *detailliert* erklären oder sie im Ungewissen lassen würde. Ich rechnete damit, dass sie sich vor Schock kaum noch halten konnte, wenn sie erfuhr, wie ich uns hier rausbringen wollte, aber mit Worten konnte ich nicht beschreiben, was ich vorhatte. Es war für einen Menschen zu unglaublich. Und sie war wie einer erzogen worden. An ihr altes Leben hatte sie keine Erinnerung mehr. Sie hatte von Anfang an keine Ahnung gehabt, was vor sich ging.

Ich betrachtete sie und ihren sich heben- und senkenden Brustkorb. Ihr Atem ging regelmäßiger, was bedeutete, sie wurde ruhiger. Das war gut. Ihre Angst ließ sie

die Kontrolle verlieren. Darum beschloss ich, ihr nicht zu erzählen, was nach unserer Befreiung geschehen würde. Meine Mutter hat früher immer gesagt: „Ein rasendes Herz verliert sich in seiner Macht.“ Damals glaubte ich, der Spruch wäre nur auf unsere Kräfte bezogen, aber mittlerweile war ich mir nicht mehr so sicher. Ich hatte mich auch in der Macht meines Herzens verloren. Nur hatte ich keine Ahnung, wie mächtig mein Herz wirklich war.

Wie mächtig dieses Gefühl war.

Plötzlich zuckten ihre Lider und sie zog eine ihrer Hände zurück, die offen an ihrem Körper lag. Man hatte ihr ein dünnes Shirt gebracht, das Jessie bereits übergestreift hatte. Es musste unmenschlich kalt für sie gewesen sein. Jemand hatte auch eine kurze Jeans in die Zelle geschmissen. Wie ein Stück Fleisch, das man einem Zootier in den Käfig warf.

Ich ballte meine Hände zu Fäusten.

Lange würde ich es hier drinnen nicht mehr aushalten. Wenn wir nicht bald das Festland erreichten, konnte ich für nichts garantieren. Ich wollte schon jetzt von meinen Kräften Gebrauch machen, aber wenn ich das Schiff in Brand setzte, würden nur die überleben, die Feuer nicht verbrennen konnte. Und das betraf dann wohl nur mich. Nicht einmal Jessie könnte diese Temperaturen überstehen. Ihr Eis würde sie nicht lange beschützen. Jemand, der gerade erst begriff, welche Macht er besaß, konnte unmöglich gegen einen geübten Kämpfer standhalten. Ich hatte einen Krieg hinter mir, doch Jessie hatte alles vergessen. Manchmal erschreckte mich selbst, zu was für einer Gewalt mein Feuer fähig war, und was ich anderen damit antun konnte. Viel erschreckender war

jedoch, was ich anderen damit bereits angetan *hatte*. Ich erinnerte mich noch genau an diese schicksalhafte Nacht. Denn aus dieser kannte ich auch Jessie. Es war ein überdimensionaler Zufall gewesen, als ich erfuhr dass das Mädchen aus jeder Nacht in die letzte Gejagte der Teufelsjäger war. Es waren nicht länger als ein paar Sekunden gewesen, in denen ich sie sah, aber das reichte. Trotzdem hatte ich entschieden, auf sie aufzupassen. Ich wollte einen Neuanfang, ich wollte den Krieg vergessen, ich wollte sie ganz neu kennenlernen. Hätte ich damals gewusst, wie viel sie mir einmal bedeuten könnte, hätte ich sie nie allein gelassen. Ich brachte es nicht einmal übers Herz, es ihr nun zu sagen. Würde sie sich irgendwann daran erinnern?

Da wurde plötzlich etwas anderes wichtiger. Ich sah, wie aus ihrer Nase Blut floss. Jessie schlug ihre Augen auf und tastete nach der dunklen Flüssigkeit. Fragend sah sie mich an.

„Das sind bestimmt die Nachwirkungen. Du hast dich überanstrengt.“, erklärte ich mitfühlend. Solche Folgen hatten die meisten, wenn sie ihre Kräfte lange nicht benutzten und sie dann auf einen Schlag einsetzten. Ich konnte mir nicht vorstellen, wie es für Jessie sein musste, plötzlich wieder Teil dieser Welt zu sein, an die sie sich nicht erinnerte. Übernatürliches war für uns natürlich. Nur die Menschen hielten es für ungeheuerlich. Sie hielten uns für Kreaturen, die allesamt Verderben brachten, obwohl wir einfach nur anders waren. Dabei waren wir im Grunde wie sie.

„Das wird wieder.“, flüsterte ich ihr beruhigend zu.

„Danke“, formte sie mit den Lippen.

Ich lächelte.

Auch jetzt vergaß sie ihre Manieren nicht. So jemanden wie sie traf man selten. Ein wenig ähnelte sie Mary, meiner Cousine. Oft konnte diese ziemlich überfürsorglich und anhänglich werden, so war Jessie überhaupt nicht, aber die beiden hatten dasselbe Feuer in der Seele. Sie lebte aus, was es zu leben gab.

Nachdenklich musterte Jessie mich. Dann entsprang ein Lächeln auf ihren Zügen. „Fangen wir noch mal von vorne an?“, fragte sie kurzerhand.

„Ich bin Jessica, sechzehn Jahre alt, und du?“, begann sie. Ich konnte nicht anders und mir entfuhr ein Laut, der halb Lachen, halb Schnauben war. Aber ich spielte mit.

„Kai. Achtzehn. Schön, dich kennenzulernen, Jessica.“

„Nenn mich bitte Jessie. Jessica klingt so altmodisch. Und da du jetzt mein Verbündeter gegen die Teufelsjäger bist...“, argumentierte sie mit einem mysteriösen Unterton. Dabei machte sie eine Geste, die mich annehmen ließ, dass sie eine Geistergeschichte erzählte.

„Okay, Jessie.“, sagte ich in demselben Ton. Kurz zucken ihre Mundwinkel, dann legte sich ein Schatten über ihre Augen.

„Du hast bestimmt viele Fragen“, murmelte ich leise. Ihr Blick wurde leer, als richte sie ihn auf nichts Bestimmtes.

„Wir sind übernatürlich. Die letzten unserer Art?“, wollte sie kleinlaut erfahren. Sollte ich es ihr sagen? Dass es noch andere gab? In einer anderen Welt, andere wie uns? Oder sollte ich schweigen? Sie tat mir so leid.

„Ja, wir sind übernatürlich, aber da wo wir herkommen, ist das etwas ganz Normales. Dort sind alle so.“

Immer noch.“ Mit jedem Wort war ich leiser geworden. Ich versuchte ihr zu signalisieren, dass das niemand wissen durfte, aber dass es doch noch mehr von uns gab. Auch, wenn nicht auf der Erde. Hoffnung erleuchtete ihre weichen Züge.

„Eine andere Welt, nicht hier. Könnten meine Eltern dann noch...“, stammelte sie wispernd.

„Wäre möglich. Ich bring´ dich dahin und ich verspreche dir, wir werden sie finden.“, versprach ich mit Nachdruck, doch hielt mir dann den Zeigefinger an den Mund. Ich hörte Schritte und wollte nicht, dass dieses Geheimnis aufflog. Falls jemals wieder jemand auf die Erde floh, sollten sie nicht vor den Teufelsjägern fliehen müssen. Diese Jäger sollten ruhig glauben, dass Jessie und ich die letzten unserer Art waren.

Es war eigentlich eine Frage, die wir später klären sollten, aber ich fragte mich nun dennoch, ob Jessies Eltern noch lebten. Ich wusste nicht, wer sie war. Ja, ich hatte sie damals gesehen, aber es war alles so schnell gegangen und es war in dämonischem Territorium gewesen. War Jessie entführt worden? War sie ein Dämon? Dieser Gedanken schien absurd. Wie sollte jemand wie sie, die vom Inneren heraus zu strahlen schien, ein Dämon sein? Ich wollte die Möglichkeit nicht in Betracht ziehen. Die Dämonen hatten den Krieg angezettelt! Sie hatten viele Engel aus ihrem Zuhause vertrieben sowie meine Eltern und mich. Und Hunderte waren gestorben. Sie konnte keiner dieser verabscheuungswürdigen Biesster sein! Sie durfte nicht!

Mit einem Mal verfinsterte sich ihr Blick. Sie musterte mich abschätzig und mit einem höhnischen Lächeln. Das Blut hatte aufgehört aus ihrer Nase zu fließen

und trocknete bereits. Aber warum sah sie mich so an?
Ich sah mich um. Jaden stand vor der Zelle.

Sie spielte die Show! Er musste glauben, dass sie noch immer bereit war, mich zu foltern.

„Was willst du Jaden?“, fragte ich zornig.

„Es dauert noch zwei Stunden, bis wir das Festland erreichen. Ein Tag ist um, seit wir euch gefangen haben. Und wir brauchen langsam einen Ansatz. Die Kleine wird jetzt beginnen!“, befahl er mit rauer Stimme. Jessie sprang auf. Die Arme verschränkte sie stur.

„Ich dachte, erst am Festland?“, fragte sie schnip-pisch.

„Es hat sich eben etwas geändert. Der Boss will Kai schneller loswerden, darum brauchen wir auch doppelt so schnell die Infos! Aber wenn du nicht bereit bist, wenden wir unsere Methoden bei dir an!“

Schnell, mit Seitenblick auf mich, belehrte sie Jaden: „Hören Sie auf, mir zu drohen! Ich habe bereits klargemacht, wie wenig Lust ich habe, gefoltert zu werden. Ziehen wir's einfach durch. Jetzt oder später.“ Sie klang lustlos und verdrehte die Augen. Jessie hätte auf der Erde sicherlich eine Schauspielkarriere vor sich gehabt. Sie spielte eine solche Belanglosigkeit, als hasste sie mich schon seit tausend Jahren.

„Wir werden sehen, wie viel Erfolg du hast“, rief Jaden. Meine Mundwinkel zucken, doch als er das sah, rief er seine Leute rein. Ein Blick auf mich und Jessies Eis begann wieder an mir hochzuklettern. Ich wandt mich, aber hatte bald schon keinen Platz mehr dazu. Jadens Leute griffen meine Arme und zogen mich fort, Jessie lief hinterher. Ihr wurden nicht einmal Ketten angelegt. Wie dumm Jaden doch war. Er lernte nicht aus

Fehlern. Er hatte mir – einem übernatürlichen Wesen – vertraut und dafür einen Preis bezahlt. Jetzt vertraute er Jessie und würde diesmal noch schlimmer gestraft werden. *Trottel*, dachte ich mir still, während man mich und Jessie zur Folterkammer führte. Ich kannte sie nur zu gut.

Vor einigen Stunden hatten Jadens Handlanger mich schonmal hier festgekettet. Oben an der Decke verschraubten sie meine Ketten, sodass sich meine Beine in der Luft befanden. Ich versuchte halbwegs Halt am Boden zu finden, aber meine Fußspitzen rutschten immer wieder weg.

„Stell dich nicht so an!“, höhnte Jessie.

Dann drehte sie sich zu Jaden um. „Ich brauche meinen Platz. Ihr könnt nicht hier bleiben. Geht raus! Wenn ihr genau hinhört, wisst ihr, dass ich meinen Teil des Deals einhalte.“, versprach sie Jaden mit einem Zwinkern. „Was soll ich ihn fragen?“ Es schien, als freue sie sich schon drauf, loszulegen. Skrupellos verzogen sich ihre Lippen.

„Frag ihn nach eurem Vorhaben hier. Warum ihr hier seid, wie ihr entsteht, wie viele es noch gibt. Ich will alles über ihn und eure Kräfte wissen.“, machte er klar.

Jessie zuckte mit der Schulter. „Oh, ein bisschen weiß ich da auch.“

Jaden begann zu lachen.

„Willst du uns für dumm verkaufen? Wir wissen, du hast nicht den blassesten Schimmer von eurer Existenz. Du bist da oben nicht mehr ganz richtig!“, antwortete Jaden und zeigte grinsend auf ihre Stirn. Sie erwiderte das Lächeln und brachte es trotz ihrer Größe fertig, auf ihn herabzusehen wie eine Überlegene.

„Ja, aber Kai“, sie deutete lieblos auf meine Gestalt, „hat mir ein paar Dinge erzählt. Ich dachte, Sie brauchen die Antworten dringend. Aber ich kann mich auch verhöhrt haben...“, entgegnete Jessie. Was hatte sie bloß vor?

„Sag, was du weißt!“, befahl Jaden gereizt.

„Ich *weiß*, dass wir hier vor hundert Jahren entstanden sind. Experimente irgendwelcher verrückten Forscher waren die Ursache. Mehrere Familien gingen daraus hervor. Mal besaß ein Kind dieses Zeug“, sie schnippte mit den Fingern und eine Eisblume spross daraus hervor, „und dann einige wieder nicht. Das war’s. Wir sind keine Aliens aus dem Weltall.“, plapperte sie belustigt eine Lüge nach der anderen.

„Soso. Gut. Dann befrage ihn zum Rest!“

Während dieser Idiot alles glaubte, was Jessie sagte, ging er zur Tür hinaus, schloss sogar ab. Wir waren allein. Aber wie ging es weiter? Zu meinem Plan gehörte eigentlich nicht, in dieser Zelle zu sein, um gefoltert zu werden.

„Ich hab eine Idee.“, sagte Jessie plötzlich. Ich seufzte erleichtert auf, denn mir gingen die langsam aus.

„Lass hören!“, bat ich, woraufhin sie antwortete: „Wir tun so als ob. Du musst nur ab und zu schreien. Ich mache den Rest.“

Keine schlechte Idee und so simpel, dass ich gar nicht daran gedacht hätte, aber wie sollten sie uns glauben, wenn ich keine Verletzungen trug? Das fragte ich sie, doch Jessie zuckte mit den Schultern.

Ich atmete tief ein und schlug vor: „Du brauchst einen Dolch. Verletze mich, sodass es glaubwürdig aussieht.“ Sie trat einen Schritt zurück, biss sich auf die Unterlippe

und nickte gequält. Einen Moment später kniff sie die Augen zusammen und hielt ihre Hand ausgestreckt. Wasser sammelte sich und formte ein kleines Messer. Sie ließ das Wasser gefrieren und hielt kurzerhand einen Eis beständigen Dolch in Händen. Langsam blinzelte sie.

Ich wollte wirklich wissen, wie sie das anstellte, kurzerhand einfach irgendwelche Gegenstände herbeizuzaubern. Musste sie es sich nur vorstellen und dann geschah es?

Jessie hielt den Atem an und zählte von drei runter.

In einer fließenden Bewegung kam sie näher und schnitt in meinen Arm. Das Eis war unendlich kalt und brannte in meiner Haut. Ich keuchte und sie zog sich sofort zurück. Jessie wagte nicht einmal, mich anzusehen.

„Nochmal“, flüsterte ich.

Das nächste Mal traf es mich an der Schulter, dann schnitt sie mein Shirt am Bauch ein. So ging es immer weiter, bis ich wirklich einen Schrei losließ, der nur zur Hälfte gekünstelt war.

„Ich kann das nicht mehr. Dich zu verletzen...“, machte sie verzweifelt klar. Ich hatte nichts dagegen.

Während Jessie nun den Raum abschottete, indem sie das Wasser in der Luft verdickte und an den Wänden gefrieren ließ, fragte sie unsicher: „Unsere Welt. Ist das wirklich die Hölle und der Himmel, von Gott und Teufel beherrscht?“

Ich unterdrückte ein Lachen. „Nein. Einfach nur das Zuhause von Engeln und Dämonen. Eine eigene kleine Erde, wenn man so will. Wir sehen aus wie Menschen und was in uns ist, ist dort nicht anormal. Jeder ist so und jeder hat eine begrenzte Macht. Dort sind wir

gewöhnlich. Aber zwei Spezies, die im ständigen Streit darüber stehen, welche die bessere ist? Es musste irgendwann zum Krieg kommen. Der hat jeden Frieden und jede Freundschaft vernichtet, bis die Dämonen sich komplett von den Engeln abschotteten.“ Jessie kam interessiert näher. Als sie sah, dass es mir schwerfiel, darüber zu reden und ich lieber schwieg, wandte sie sich wieder ab.

„Woran erkennt man die Grenzen der eigenen Macht oder haben wir keine Grenzen?“, fragte sie auf einmal völlig ohne Zusammenhang. Eine nette Ablenkung.

„Doch, doch“, antwortete ich wahrheitsgemäß, „Gefühle begrenzen unsere Energie oder kontrollieren sie, je nachdem welche Spezies man fragt. Aber von manchen Engel und Dämonen sagt man, dass sie grenzenlose Kraft besitzen. Ich glaube, das ist Quatsch. Aber es gibt eben Legenden...“

„Weißt du, was ich bin?“, wollte sie wissen, doch ich musste sie enttäuschen. Ich schüttelte den Kopf.

„Dein Herz sagt mir, dass du ein Engel bist, aber deine Energie ist so kalt, wie die eines Dämons. Beides kann man nicht sein. Jedenfalls kann ich mich an keine Geschichte von Halbwesen erinnern. Dämonen und Engel waren immer schon verfeindet, denke ich. Ich kann dir nicht sagen, was du bist. Du wirst es selbst herausfinden müssen, wenn wir dort ankommen.“, meinte ich sanft.

Ich wollte gerade noch etwas dazu sagen, als meine Zehen auf dem glatten Untergrund wegrutschten. Ich schnappte nach Luft und unverhofft kniete Jessie vor mir. Ihre Augen hatte sie geschlossen, ihre Finger streiften sanft den Boden. Da wuchs auf einmal ein Eisblock

in die Höhe, sodass ich meine Füße darauf abstützen konnte.

„Danke“, flüsterte ich ihr zu.

Sie nickte kurz und rief dann mit einer höhnischen Stimme, die so gar nicht zu ihren sanften Zügen passte: „So, und jetzt antworte! Oder willst du noch mal?“

Sie zwinkerte mir zu und schaute mich erwartungsvoll an. Ich verdrehte die Augen, grinste jedoch. Während ich versuchte, eine röchelnd klingende Stimme aufzusetzen, schrie ich eine Beleidigung. Danach formte ich mit den Lippen: „Jetzt schlag zu!“ Ihr Lächeln verzog sich zu einem Schmollmund, bevor sie ihre Lider zusammenschloss, mit der Faust ausholte und mir ein blaues Auge verpasste.

Mein Gesicht flog zur Seite. Ich ächzte. Fuck, wie hart konnte sie nur zuschlagen? Vor meinen Augen drehte sich alles, dann wurde der Rest schwarz. Ich hörte nur noch ein leises: „Tut mir leid!“

Nächster Teil des Plans

Kai:

Schwer hoben sich meine Lider. Mein Gesicht fühlte sich kaputt und müde an, aber vor allem demoliert. Jessie hatte echt harte Schläge drauf...

Gleichzeitig mit einem Schniefen wurde ich richtig wach. Um mich herum war alles verändert. Steinernen Mauern kesselten mich ein und abgesehen von einer Stahltür mit einem winzigen Schiebefenster gab es kein Zeichen eines Fluchtweges. Auf der rechten und linken Seite des Raumes befand sich jeweils ein Fenster mit steinernen Gitterstäben. Diese Zelle kam mir überaus bekannt vor. Die Festung! Wir waren schon da? Wann... wie? Und wo war Jessie?! Wieder hörte ich ein leises Schniefgeräusch. Mein Schädel dröhnte, doch ich versuchte aufzustehen. Anfangs war mir ziemlich schwindlig, ich konnte nicht einmal zwei Schritte vorwärtsgehen, ohne mich irgendwo abstützen zu müssen. Als ich dem Geräusch näher kam, klirrte Metall hinter mir. Ruckartig sah ich mich um.

„Fuck!“, fluchte ich mit meiner rauen Stimme. Mein Hals war halb ausgetrocknet und ich fror. Das war seltsam. Ich war ein Engel mit Feuermagie. Ich fror nicht!

Ich hob meine Hände und tastete mein Gesicht ab. Erst entdeckte ich die dunklen Abdrücke an meinen Handgelenken und dann spürte ich es. Rund um mein

Auge war die Haut angeschwollen. Ich fühlte eine Wunde im Heilungsprozess. Und noch etwas... Eis, das sich in einer dünnen Schicht über meiner Wange ausgebreitet hatte. Das musste Jessies Werk sein.

Wieder sah ich mich um. Eine stählerne Kette war um meinen Fuß geschlungen und ungefähr einem Meter lang. Das Ende der Kette war in die Wand gemeißelt. Dann waren das definitiv die Zellen der Festung! Hier stand jeder in Alarmbereitschaft und alles war doppelt gesichert. Immer.

In horchte auf. Zittriges Luftholen. Ich nahm wieder den Weg in Richtung der Geräusche auf und erreichte das Fenster auf der linken Seite der Wand, das mit steinernen Gitterstäben gesichert und wohl gerade erst ausgebessert worden war. Mit meinem gesunden Auge spähte ich hindurch. Ich erkannte sie sofort. Sie stand mit dem Rücken zu mir und hatte den Kopf in die Hände sinken lassen. Ihr langes Haar war zerzaust und floss dennoch wie eine Flut ihre Wirbelsäule herunter. Es war zu einem Flechtezopf gebunden, den alle Gefangenen mit langen Haaren erhielten.

„Jessie...“, krächzte ich, um sie auf mich aufmerksam zu machen.

Sofort richtete sie ihren Kopf auf und ließ die Hände fallen. Jedoch wandte sie sich nicht um.

„Du bist wach.“, sagte sie überflüssigerweise.

„Kai, ich...es tut mi-...“, begann sie, doch ich unterbrach ihr Gestammel.

„Alles gut. Was ist passiert?“ Ich sah, wie sie ihre Schultern straffte und sich dann umdrehte. Ich erschrak und taumelte zurück. Ihr Gesicht war voller Blut. Es rann noch immer aus IHREN AUGEN?! Ihr Kiefer war

bläulich verfärbt und ging dabei schon fast ins Violette über.

„Das Schiff hat angelegt und ich habe deinen ehemaligen Boss kennengelernt. Ich habe meine Show gespielt und er hat eingewilligt, mich dann aber geschlagen, weil Jaden mich nicht gesichert hat. Danach hat er uns in den Kerker gesteckt. Irgendwann habe ich gemerkt, dass Blut aus meinen Augen fließt. Ich schätze, es sind wieder ein paar Nachwirkungen, hm? Wieder auf dem Laufenden?“, ratterte sie ihren Bericht runter, wobei sie ein wenig verbittert klang.

„Du hast zu viel unkontrollierte Macht freigesetzt. Magie verlangt ihren Preis, wenn man sie nicht unter Kontrolle hat. Du zahlst ihn gerade.“, flüsterte ich mitfühlend.

Sie seufzte.

„Was jetzt? Du wolltest mir den Rest deines Plans noch verraten...“

Meine Augen weiteten sich etwas, bevor ich mich zu Boden sinken ließ. Dabei schlug ich den Hinterkopf an die unebene Felswand. Ich realisierte, wie blöd das gewesen war, weil sich starke Kopfschmerzen meldeten. Diese ignorierend fragte ich Jessie: „Wie kannst du nur über den Plan nachdenken, während ich mir ausmale, wie ich Jaden und seinem Vater die Knochen breche? Was sie getan haben, werden sie bereuen, das schwöre ich!“

Jessie schnaubte.

„Benimm dich nicht wie ein Macho! Gegenfrage: Wie kannst du *nicht* an den Plan denken? Wir müssen hier raus und ich zweifle nicht länger. Ich hab nämlich noch keine Lust den Löffel abzugeben!“, tadelte sie mich und

mein zu Brei gerührtes Hirn. Ich grinste in mich hinein und schüttelte den Kopf.

„Jetzt müssen wir keine Feindschaft mehr vorspielen. Alles zuvor diente dazu, damit wir unbeschadet hier ankommen. Mehr oder weniger. Jetzt müssen wir ihnen zeigen, dass sie keine weitere Information aus uns rauskriegen, ob Folter oder nicht. Und wenn Jaden und sein Vater sehen, dass keiner von uns sich fügen wird, lassen sie uns ganz sicher zum Henker bringen. Dort führe ich einen kleinen Trick aus und Ta-da... wir sind frei“, fasste ich meinen Plan zusammen. Jessie hustete, als hätte sie sich verschluckt.

„Dein Ernst?“, hinterfragte sie mit zu viel Skepsis in der Stimme für meinen Geschmack.

„Mein Ernst“, antwortete ich optimistisch. Kurz darauf nahm ich ein leises Lachen aus der Zelle neben mir wahr.

„Wir werden so was von draufgehen!“

Daraufhin erwiderte ich ermutigend: „Ich lass´ dich nicht sterben, versprochen. Eh du es dir versiehst, sind wir frei und deine Wunden geheilt. Ein weiterer Vorteil, wenn man ist wie wir. Wäre das nicht so, könnte ich längst nicht mehr aufrecht stehen.“ Neckisch schob ich noch hinterher: „Ihr Schlag hat den Macho hart getroffen, My Lady.“ Schweigen. Ich stellte mir vor, wie sie hinter der Wand über meinen Scherz lächelte.

Doch auch nach einigen Minuten wurde die Stille nicht durchbrochen. „Alles ok da drüben?“, fragte ich besorgt.

„Jessie?“, fragte ich noch mal.

„Was ist los?“ Kurze Stille, dann antwortete sie: „Um den Schein zu wahren, musste ich so tun, als hätte ich